

Sprache und Religion

Die Angst der Menschen vor der Zukunft

Rudolf Wachter

Reflexion zu *Wahrlich, wahrlich, ich sage euch* (BWV 86), 23.5.2014, Kirche Trogen AR, Kantatenzyklus der Bach-Stiftung St. Gallen, Gastvortrag.

Sprache ist das leistungsfähigste und wundersamste Werkzeug, das wir Menschen uns im Laufe der Evolution erworben haben. In der Kantate BWV 86 «Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch» spielt sie im Wort «Versprechen» eine zentrale Rolle. Das kommt nicht von ungefähr. Sprache und Religion sind von jeher aufs engste miteinander verflochten. Darüber handelt die folgende Reflexion, die eine Reise in die Vergangenheit erfordert.

Was ist das Wesen, was ist der Ursprung der Religion? Diese Frage beschäftigt seit langem Theologie, Religionswissenschaft, Anthropologie, Ethnologie und andere Wissenschaften. Einig ist man sich darin, dass die Bestattung von Toten durch die Menschen der Arten *Homo sapiens* und *Homo neanderthalensis* seit etwa 100'000 Jahren und die seit etwa 30'000 Jahren sicher nachgewiesenen Grabbeigaben eine Art Religion voraussetzen. Vor allem die Grabbeigaben lassen darauf schliessen, dass sich jene Menschen Gedanken darüber machten, wie es mit ihren Angehörigen, und damit auch mit ihnen selbst, nach dem Tode weitergeht. Dies aber ist einer der Kernpunkte jeder Religion. Der Tod ist eines der faszinierendsten Rätsel und zugleich das zentrale Ärgernis unserer Existenz. Ihn hinauszuzögern wenden wir heute gewaltige Geldmittel auf, und seit Jahrtausenden haben sich die grössten Denker intensiv damit beschäftigt, die Angst vor ihm zu besiegen, wohl fast so intensiv wie damit, das Wesen von Liebe und Sexualität zu ergründen, des Todes Kontrapunkt.

Die entscheidende Voraussetzung aber für unsere Fähigkeit, in die Zukunft hinein zu denken und uns Vorstellungen von einem Jenseits zu machen, ist die Sprache. Und was diese betrifft, ist die Wissenschaft einhellig der Meinung, dass sie schon bei der Ausbildung unserer Spezies vor 200'000 Jahren ihren heutigen Entwicklungsstand erreicht hatte und dass es unser Denkvermögen und unsere Imagination ohne sie nicht gäbe. Man geht heute zudem davon aus, dass auch der Neanderthaler zu einer Lautsprache fähig war angesichts seiner quasi-religiösen Handlungen und der komplexen, arbeitsteiligen Lebensform, die auch er bereits kannte. Anatomische und neuerdings genetische Gründe sprechen ebenfalls dafür. Somit muss sich die Sprache schon bei den gemeinsamen Vorfahren von Neanderthaler und *Homo sapiens* entwickelt haben.

Wie die Sprache dieser unserer nächsten Verwandten war, darüber wird wohl nie etwas Zuverlässiges ausgesagt werden können. Aber wir können davon ausgehen, dass wir, das heisst unsere Spezies, schon vor 100'000 oder 150'000 Jahren, als wir noch allesamt in Afrika wohnten (und zweifellos alle dunkelhäutig waren), einander Fragen stellten, Erklärungen gaben, Geschichten erzählten, Bitten vorbrachten, Ratschläge und Befehle erteilten bzw. dagegen Widerspruch erhoben, dass wir miteinander flirteten und verbale Zärtlichkeiten austauschten oder aber keiften und stritten, einander lobten, tadelten, trösteten oder beschimpften, genau wie wir das heute tun. Und – dass wir immer wieder bange in die Zukunft blickten, miteinander über die mannigfachen Bedrohungen sprachen und Strategien zu ihrer Abwehr entwickelten.

Versuchen wir, uns einen Augenblick in jene Menschen hineinzusetzen! In einigen Punkten unterschied sich ihre Ungewissheit bezüglich der Zukunft nicht sehr von der unsrigen. Sie

konnten ja miteinander reden, Pakte schliessen, einander Frieden und Beistand versprechen und dies wenn nötig vor Zeugen und durch Schwur bekräftigen. Auch mit den Tieren und Pflanzen, denen bis heute etwas Unberechenbares und Geheimnisvolles anhaftet, verkehrten sie in ähnlicher Weise wie wir.

Völlig anders jedoch war ihr Verhältnis zu plötzlich hereinbrechenden Naturkatastrophen wie Sturm, Blitzschlag, Hochwasser, Felsstürzen, Erdbeben, Vulkanausbrüchen, aber auch Dauerregen oder Dürre, denen sie weitgehend hilflos ausgesetzt waren. Mit diesen Übeln haben wir zwar auch heute noch oft genug unsere liebe Not, wir haben uns jedoch gegenüber früher erhebliche Vorteile erarbeitet – wenn diese auch über die Weltgegenden noch sehr ungleich verteilt sind: Wir verstehen die grösseren geologischen und meteorologischen Zusammenhänge und können insbesondere das Wetter inzwischen auf eine ganze Woche hinaus ziemlich zuverlässig vorhersagen; wir haben dank jahrhundertelanger, meist schriftlich dokumentierter Erfahrung und einem Ingenieurwesen, das bis in die Antike zurückreicht, mancherlei bauliche Massnahmen getroffen, um die zerstörerische Wirkung der Naturgewalten zu zähmen, haben zudem professionelle Rettungsdienste, eine hochentwickelte medizinische Versorgung sowie Versicherungen, um finanzielle Schäden abzufedern. Solche Erkenntnisse und Vorkehrungen gab es bis vor wenigen Jahrhunderten noch nicht.

Und stellen wir uns vor: Mit welchem Gefühl würden wir am Abend schlafen gehen, wenn wir nicht sicher wüssten, dass morgen die Sonne wieder aufgeht? Für uns ist das so selbstverständlich, dass wir uns mit dieser Frage schon gar nicht mehr beschäftigen. Die Erde kreist bekanntlich, sich um sich selber drehend, seit 4,6 Milliarden Jahren um die Sonne, und das wird nach neuesten Erkenntnissen noch etwa 7 Milliarden Jahre so bleiben, auch wenn es in knapp einer Milliarde Jahren hienieden ziemlich ungemütlich werden dürfte. Für unsere fernen Vorfahren dagegen war es bestenfalls eine begründete Hoffnung, dass nach der Nacht ein neuer Morgen anbrechen würde. Dies lag nicht zuletzt daran, dass die überlieferte Geschichte so kurz war. In schriftlosen Kulturen reicht die Erinnerung maximal vier Generationen zurück, dann ist man bereits in der Zeit des mythischen Urahns angelangt, und Sonne, Mond und Sterne sowie das Leben auf Erden können ihrerseits nicht viel älter sein. In dem Schöpfungsbericht, der in den Anfang der Bibel eingegangen ist, genügten sieben Tage bis zu Adam. Es ist offensichtlich: Menschen mit einem Wissensstand, bei dem die Geschichte des Universums etwa 150 Jahre umfasst, *können* gar nicht so zuversichtlich sein, dass morgen die Sonne noch einmal aufgeht, wie wir!

Überhaupt waren während des weitaus grössten Teils der Menschheitsgeschichte die Erde, die Himmelskörper, die Jahreszeiten sowie Feuer, Wasser, Wind und Wetter noch nicht in dem Sinne verstanden wie heute. Vielmehr schrieb man diesen Mächten, die derart aktiv in das Leben eingreifen konnten, einen Willen und damit den Status von lebenden Wesen zu, nur dass diese noch rätselhafter waren als die Tiere und Pflanzen. – Und darauf, den Willen all dieser Mächte zu ergründen und sie möglichst besänftigt zu halten, war der ganze Eifer der Menschen jener Kulturen gerichtet. Geister, Kobolde, Nymphen, Ungeheuer und kleinere Gottheiten, freundlich oder feindlich, hausten in jeder Höhle, in jedem Busch und Baum, in jedem Fluss und See. Grosse und mächtige Götter wohnten dagegen auf dem Olymp, in Walhall oder in anderen Götterhimmeln, einige auch im Meer und in der Unterwelt. Man wählte Priester und Priesterinnen, die laufend die Befindlichkeit ihrer Gottheit zu erforschen und im Falle einer Verstimmung erfolgreiche Rezepte zu ihrer Versöhnung zu liefern hatten. Vorzeichendeutung, Orakelwesen, Sühne- und Reinigungsrituale, Gebete und Opferhandlungen hatten einen dementsprechend hohen Stellenwert.

All diese rege Interaktion mit dem Numinosen in der Welt diene den Menschen vor allem dazu, mehr Sicherheit über den Verlauf der Zukunft zu gewinnen und diese möglichst in ihrem Sinne zu beeinflussen, oft mit Hilfe der Götter, die man sich gnädig zu stimmen bemühte. Dies alles lief selbstverständlich fast durchgängig über die Sprache ab. Man sprach mit der Nymphe im Baum, dem Flussgott, dem Zwerg in der Höhle. Man murmelte Zaubersprüche, richtete Gebete an die Götter und sang ihnen Lobeshymnen. Eine wunderbare Hymnensammlung ist der indische Rigveda, der vor etwa 3000 Jahren entstanden ist. Nicht wenige der über 1000 Lieder wurden just zur Begrüssung und Lobpreisung der Sonne gedichtet und bei ihrem Aufgang rezitiert, nicht zuletzt, um sie zu überzeugen, am andern Tag wiederzukommen. Die magischen Gedichte und Sprüche des leicht jüngeren Atharvaveda garantieren langes Leben, Glück in Haus und Hof, sie befreien von Sünde, helfen im Krieg, beim Würfelspiel, in der Liebe, bei Kinderlosigkeit, gegen alle möglichen Krankheiten, Verhexung, gegen einen Nebenbuhler oder gegen einen überlegenen Verhandlungspartner. Oder erinnern wir uns an den Anfang von Homers Ilias, wo geschildert wird, wie die Pest das vor Troia lagernde griechische Heer in schrecklicher Weise dezimierte und der Seher Kalchas schliesslich diagnostizierte, Apollo sei verärgert und müsse versöhnt werden. Und noch im Jahre 54 v. Chr., als die Stadt Rom von einer schlimmen Überschwemmung heimgesucht wurde, sah das Volk darin den Zorn der Götter und rebellierte gegen die Obrigkeit; der Grund war, dass ein zwielichtiger Politiker, Aulus Gabinius, dank ein paar mächtigen Freunden von der Anklage, gegen göttliche Vorschriften verstossen zu haben, freigesprochen worden war.

Solchen Umgang mit dem Numinosen finden wir rund um den Globus in zahllosen Kulturen und Religionen – mit *einer* markanten Ausnahme: dem Gott Israels. Dieser Gott war als Monopolist keiner Konkurrenz ausgesetzt. In polytheistischen Religionen ist es durchaus üblich, die eine Gottheit gegen die andere auszuspielen; wenn die eine nicht hilft, wendet man sich eben an eine andere. Dies war beim Gott des Alten Testaments von vorneherein ausgeschlossen, und jeder Versuch, ihn durch Opfergaben umzustimmen, erwies sich als nutzlos. Einzig das bedingungslose Vertrauen zu ihm führte zum Ziel. Nicht anders später im Christentum: Der Opfertod Christi war zwar durchaus ein Sühneopfer, aber es war ja Gott selber, der es vornahm, sich gleichsam selbst opferte. So besteht auch für uns Christen die einzige Möglichkeit, uns mit diesem Gott gutzustellen, darin, an die Wirksamkeit jenes Opfers zu glauben, wodurch wir vollends nicht anders können, als ihn als guten Gott zu lobpreisen und auf seine Bereitschaft zur Gnade und Hilfeleistung zu vertrauen.

Genau von dieser vertrauensvollen Haltung des Menschen diesem aussergewöhnlichen Gott gegenüber erzählt unsere Kantate, von einem Versprechen, das Gott uns gegenüber geleistet hat, und dass kein Zweifel besteht, dass er es halten wird. Was genau versprochen wird, wird nicht gesagt, aber gemeint ist letztlich – aus anthropologischer Sicht – die Erlösung von eben jenen Ängsten vor der Zukunft, die uns Menschen, und zwar auch jeden einzelnen von uns, umtreiben, seit wir sprechen können und begriffen haben, dass die Zeit läuft und wir sterblich sind. Die einzige Unsicherheit betrifft den Zeitpunkt der Erfüllung des Versprechens. Aber auch dafür hält das Christentum bekanntlich eine wohldurchdachte Antwort bereit: Auch wenn wir die Wiederkunft des Menschensohnes nicht mehr erleben sollten, werde Gott sein Versprechen halten, und die beste Vorbereitung, ja fast gar die vorläufige Erlösung, sei unser individueller Tod. Das hat uns schon mancher von Todessehnsucht handelnde Bachsche Kantatentext eingeschärft. Mit dieser höchst erfolgreichen Formel nimmt das Christentum dem Tod seit zweitausend Jahren seinen Stachel, insbesondere die auch ihm anhaftende Eigenschaft, dass wir nicht wissen, wann und wie er jeden und jede von uns ereilen wird: *mors certa, hora incerta*.

So kehren wir nun von unserer Zeitreise wieder zurück und fragen uns: Wie ist unsere Lage heute im Vergleich zu der unserer Vorfahren zur Zeit Bachs oder in der Antike oder vor 100'000 Jahren? Der Horizont unserer Sicht auf die Welt hat sich dank den Naturwissenschaften stark erweitert. Diesen Fortschritt möchte ich persönlich nicht missen. Dennoch wird niemand behaupten wollen, dass wir die Welt dadurch wirklich verstehen. Und was die Grundbedingungen unserer menschlichen Existenz, insbesondere die Angst vor der Zukunft und vor dem Tod betrifft, so ist die Lage immerhin in zweierlei Hinsicht besser geworden: Erstens – ganz prosaisch, aber sehr wichtig – stehen heute Schmerzmittel und andere Palliativa zur Verfügung, die das Leiden erträglicher machen. Zweitens sind die besten Texte der Menschheit, die sich mit der Problematik unserer Existenz beschäftigen, heute dank Bibliotheken und Internet leichter denn je greifbar. Ob wir uns freilich die Mühe machen, uns mit ihnen in der gebotenen Tiefe auseinanderzusetzen, ist eine andere Frage.